

Roli Gmür 1934–2026

Roli Gmür stammte aus einer prominenten Juristenfamilie. Sein Grossvater war der Berner Jurist Professor Max Gmür, der auch Rektor der Universität war. Als Nachfolger von Eugen Huber verfasste er den ersten Berner Kommentar zum schweizerischen Zivilgesetzbuch. Sein Porträt von Giovanni Giacometti hing stets in Rolis Anwaltsbüro und setzte wohl auch für sein eigenes berufliches Wirken Massstäbe. In der Familie Gmür wimmelte und wimmelt es nur so von Juristen.

Aufgewachsen ist Roli in der legendären Genossenschaft Neubühl am Zürcher Stadtrand, in einem Sechszimmer-Reihenhaus mit Garten und freiem Blick über den Zürichsee bis zum Bellevue. Wenn man wagemutig auf das Flachdach stieg, konnte man den Böögg brennen und explodieren sehen – und sogar leise hören.

Roli besuchte in Zürich-Wollishofen die Primarschule und danach das Literargymnasium auf der anderen Seeseite – durchgehend mit besten Leistungen. Ungenügende Noten kannte er nicht. Im Gymnasium brillierte er durch seine musikalische Begabung. Er gewann, damals Schüler von Hans Andreae, in der vierten und fünften Klasse den Klaviermusikwettbewerb und war in der Maturklasse Mitglied der Jury, zusammen mit dem Komponisten und Musiklehrer Armin Schibler. Dieser hatte ihm übrigens einige Jahre zuvor wegen unbotmässigen Verhaltens eine knallige Ohrfeige verpasst – eine Episode, an die sich beide Jahrzehnte später noch erinnern konnten.

Als Preisträger war Roli verpflichtet, mit dem Schülerorchester in der Aula ein Klavierkonzert vor Publikum aufzuführen. Meine fünf Jahre ältere Schwester Anita erzählte mir später, dass er unter sehr starkem Lampenfieber litt und beim Gang zum Steinway-Flügel feuerrot anlief. In Bezug auf seine pianistischen Bemühungen ist ein aufsehenerregendes Ereignis zu erwähnen: In einer Mittagspause betrat Roli die leere Aula und spielte auf einem am Rand des Podiums stehenden Flügel. Dabei rutschte dieser und stürzte mit einem ohrenbetäubenden Knall zu Boden, der das ganze Schulhaus erzittern liess und einen Auflauf von Lehrern und Schülern auslöste. Die finanziell relevante Angelegenheit konnte jedoch zwischen unserem Vater und dem jovialen Rektor Hardmeier gütlich geregelt werden.

Ich hörte meinem elf Jahre älteren Roli als Kind stundenlang zu, wenn er auf dem von der Grossmutter väterlicherseits geerbten Steinway-Flügel spielte. Barocke Musik, Johann Sebastian Bach, etwa das Brandenburgische Konzert oder das Italienische Konzert, gestaltete er mit disziplinierter Stringenz und einem Rhythmus, der sich auf natürliche Weise vorantastete. Beethovens Appassionata und Chopins Impromptu interpretierte er so überzeugend, dass sie mir persönlich als die einzig richtige Deutung erschienen – eine, an der sich selbst grosse Pianisten hätten messen müssen. Sein Spiel war eher gefühlsbeherrscht, unaufgeregt, stets geschmackvoll.

Als Roli im Jahre 2004 seinen Anwaltsberuf aufgab, nahm er das Klavierspielen wieder auf. Das Blattspiel war nicht seine Stärke, doch er konnte Stücke in kurzer Zeit einüben und auswendig lernen. Sein Repertoire war breit, seine Treffsicherheit bemerkenswert – falsche Töne vermied er tunlichst. Dennoch trat er kaum je im familiären oder freundschaftlichen Kreis auf. Als ich ihn vor einigen Jahren darauf ansprach, sagte er mit seiner entwaffnenden Ironie: „Mein Spiel ist eben legendär!“

Treffsicherheit war überhaupt ein Merkmal, das Roli auszeichnete – auch in der Sprache. Texte, die er verfasste, waren ohne Fehl und Tadel, stilsicher, präzise: kein Wort zu viel, keines zu wenig. Während er im Gespräch bisweilen etwas weitschweifig und umständlich

wirkte, konnte er, sobald es ernst wurde, die Sache mit wenigen, konzisen Worten auf den Punkt bringen. Er wurde als charismatisch erlebt.

Rolis Leben war auch geprägt von seiner politischen Herkunft und den Zeitumständen. Als mit einem Einmarsch Hitlers in die Schweiz gerechnet werden musste, verbrachte er mit seiner Mutter jüdischer Herkunft und seiner drei Jahre älteren Schwester Miriam ein halbes Jahr im familieneigenen Chalet im Kalberhöni im Berner Oberland. Im Ernstfall hätte die Flucht über den Col du Pillon nach Frankreich erfolgen sollen – die Mutter besass bereits einen Fahrausweis.

Als Gymnasiast identifizierte sich Roli durchaus mit der kommunistischen Einstellung seines Vaters. Er schrieb, wie er mir später halb stolz, halb belustigt erzählte, einen Schulaufsatz, in dem er den Marshallplan scharf verurteilte. Er war sich bewusst, dass angesichts der antikommunistischen Stimmung seine beruflichen und allenfalls politischen Ambitionen gefährdet sein könnten. So konnte ihn der prominente SP-Anwalt Rosenbusch, ein ehemaliges Mitglied der PdA, trotz ausgezeichneter Qualifikation nicht als Mitarbeiter aufnehmen – mit der Begründung, dass er als Sohn eines prominenten Kommunisten für seine Praxis ein Risiko darstelle.

Roli war jedoch kein Karrierist. Er strebte weder höhere akademische Titel oder Positionen noch politische Ämter an. Sozialer Ehrgeiz lag ihm fern. Seine beruflichen Aktivitäten beschränkten sich auf Tätigkeiten, die mit kollegialem Austausch verbunden waren – etwa als Anwalt in einer Bürogemeinschaft oder als Mitglied einer Anwaltsprüfungskommission.

Während er im Musizieren eher einzelgängerisch war, suchte er im Alltag den leutseligen Austausch – in der Badi Utoquai, im legendären Wohnhaus Helmi, in der weitverzweigten Verwandtschaft bei ihren regelmässigen festlichen Zusammenkünften oder ganz einfach bei Begegnungen auf der Strasse oder auf dem Markt am Helvetiaplatz. Wenn Roli irgendwo erschien – sei es in der Tonhalle, im Opernhaus, am Utoquai oder an einem Familienfest –, glich das stets einem eigentlichen Auftritt. Dieser wirkte dabei scheinbar beiläufig, und doch lag darin wohl auch eine leise, fast unmerkliche Inszenierung. Jedenfalls zog er sofort die Aufmerksamkeit aller auf sich.

Zunächst hörte er geduldig und konzentriert zu. Doch im richtigen Moment setzte er einen markanten Einwurf, der das Gespräch entweder zum Stillstand brachte oder ihm eine neue, von ihm gewünschte Wendung gab. Besonders geschickt war er im Umgang mit eigensinnigen Gesprächspartnern, die aus der Reihe tanzten und sich in realitätsfernen Plänen verloren. Ein befreundeter jüdischer Emigrant, mit dem er sich stundenlange Dispute lieferte, pflegte zu sagen: „Der Roli isch mis Realitätsprinzip.“ Wenn in der Familie Düsternis und Turbulenzen auftraten, war er der Fels in der Brandung.

Roli war nicht nur durch das geprägt, was er sagte und tat, sondern auch durch das, was man bei ihm vergeblich suchte. Neben seinem lebensfrohen, beschwingten Wesen stand eine bemerkenswerte Askese. So hat er, obwohl er viel gereist war, zeitlebens kein einziges Foto gemacht – eine konsequente, fast strenge fotografische Abstinenz.

Er war zudem ein Ordnungsmensch. Sein Büro war stets so aufgeräumt, dass man sich fragte, wo all seine Akten geblieben waren. Unbrauchbares entsorgte er ohne Zögern – ein entschiedener Antimessie. Der Schredder war gewissermassen einer seiner engsten Mitarbeiter.

Roli war auch ein Bewegungsmensch. Im Büro tigerte er oft hin und her (Rilke lässt grüssen), häufig repetitiv pfeifend, und blickte beim Ordnen seiner Gedanken – die später in seine Rechtsschriften einflossen – zum Fenster hinaus auf den von Bäumen gesäumten Stadelhoferplatz. Er liess sich gerne zu einer Partie Billard in der Praxis einladen bzw. verführen und holte die Arbeit später am Abend nach. Im Sommer durchschwamm er den Zürichsee vom Utoquai bis zur Badeanstalt Enge und zurück. Mit Silvia Ramer besuchte er zahlreiche kulturelle Veranstaltungen und unternahm viele Reisen. Als Verwaltungsratspräsident der Felseneggbahn besass er ein Generalabonnement für sämtliche Schweizer Luftbahnen, von dem er regen Gebrauch machte.

Seit etwa vier Jahren mehrten sich körperliche Beschwerden, die seine Bewegungsfreiheit zunehmend einschränkten. Er ging mit dem Rollator zum Markt, teils unterstützt von Mitbewohnern aus dem Helmi. Neben der intensiven Hilfe von Silvia war er zunehmend auch auf die tägliche Unterstützung der Spitex angewiesen. Bei relativ guter geistiger Präsenz setzte ein zunehmender Kräftezerfall ein.

Etwa sechs Wochen vor seinem Tod fragte er mich am Telefon, wie ich eigentlich meine eigene Lebenserwartung einschätze. Die Vergänglichkeit des Lebens beschäftigte ihn allgemein. Ich antwortete: „Zwischen zwei Minuten und zwanzig Jahren.“ Er war erstaunt und belustigt.

Meine Erinnerungen an Roli sind vor allem anekdotischer Natur. Vor allem sind mir auch kurze prägnante Sätze geblieben.

Die früheste Erinnerung an Roli ist die, wie er meiner Zwillingsschwester Ruth und mir mit einem präzisen Griff aus Daumen und Mittelfinger unsere wackelnden Milchzähne aus ihrer Verankerung im Kiefer herauskatapultierte.

Eine weitere: Wie er sich eine Stecknadel, zuvor in der Flamme eines Zündholzes sterilisiert, durch die Wange stiess – ohne mit der Wimper zu zucken und ohne eine Spur zu hinterlassen.

Eine Karriere als Zahnarzt oder als Variétékünstler hätte durchaus nahegelegen.

Als ich zwölf Jahre alt war, musste ich die Aufnahmeprüfung ins Realgymnasium ablegen. Meine Mutter beauftragte den damals 23-jährigen Roli, Jusstudent im fortgeschrittenen Semester, mich zum Schulhaus Rämibühl zu begleiten. Wir fuhren mit dem Neubühlbus bis Morgenthal, dann mit dem Tram 7 zum Bahnhof Enge und weiter mit der Linie 5 bis zur Haltestelle Kantonsschule. Dort begleitete er mich bis zur Treppe und sagte: „So, da chasch jetzt selber ufe go. Und mach's guet. Und setz ab und zue es Komma.“

Vor etwa dreissig Jahren sollte ich für den „Tages-Anzeiger“ in der Saure-Gurken-Zeit einen Artikel zum Thema „Sauberes Züri“ schreiben. Als ich mit Roli darüber sprach, meinte er: „Suber isch, wänn me de Dreck nüme wegbringt.“ Diesen Satz benutzte ich als Titel für meinen Beitrag.

Als Kind erlebte ich auch seine taktische Überlegenheit, die den zukünftigen Anwalt erkennen liess: Wenn in der Küche nur noch ein einziges Schoggistängeli im Schrank war, stellte sich die Frage, wer es bekommt. Er fragte: „Hast du Hunger?“ Sagte ich „ja“, entgegnete er: „Aber ich habe Lust – wenn du nur Hunger hast, kannst du auch Brot essen.“ Sagte ich hingegen „ich habe Lust“, antwortete er: „Aber ich habe Hunger – und du nur Lust.“ Mit der Zeit lernte ich immer mehr, Roli Paroli zu bieten.

Wenn man zu Hause, im Neubühl an der Ostsbühlstrasse 37, fragte: „Wo isch de Roli?“, hiess es oft:

„Er isch wahrscheinlich mit em Franz Schumacher zum Pinkus gange go diskutiere.“

Wo isch de Roli? Diese Frage klingt nach bis zum heutigen Tag. Wo isch de Roli? Eigentlich wissen wir es nicht.

Roli wird uns fehlen – als charismatischer Gesprächspartner und Kamerad.